



Der eigenen Stille ungestört nachgehen. Georg Trakl, 1887 bis 1914.

[Foto: Trakl Gedenkstätte]

Wer sich jemals eingelassen hat auf die düstere Bildwelt und den schönen Klang von Georg Trakls Gedichten, dem gehen sie nie mehr aus dem Sinn. Nicht einmal dann, wenn er wie Ludwig Wittgenstein bekennen muss: „Ich verstehe sie nicht, aber ihr Ton beglückt mich.“ Buchhalter der Literaturgeschichte schubladisieren diese Gedichte noch immer unter „Expressionismus“, obschon Trakl mit der Gedichtssprache seiner Zeit kaum etwas zu tun hat und zu einer einzigartigen Bildwelt vorstößt, die in jeder Zeit ein Fremdkörper bleibt, der verstört und staunen macht. Trakl hat den Klang seiner Gedichte so sorgfältig und in immer wieder neuen Varianten komponiert, und ihr Klang ist das Gegengewicht auch noch zu den dunkelsten Bildern. Niemand hat über Georg Trakl so präzise gesprochen wie Ilse Aichinger: Seine Sprache ist seine Form der Askese. In ihr bewahrt sich, was von uns verlangt wird: eine Hineingenommenheit ins Äußerste, die die Möglichkeit hat, sich zu Hilfe und Leuchtkraft zu wandeln.

Ob Trakl an der Erfahrung des Ersten Weltkriegs zerbrochen ist, als er in der heute ukrainischen Stadt Gródek in einer Scheune 90 Schwerverwundete ohne Arzt zwei Tage lang betreuen musste, oder ob er Gródek schon immer in sich trug, lässt sich schwer sagen. Sagen lässt sich mit Ilse Aichinger, wie die bedrückenden Erfahrungen seines Lebens in die Gedichte eingingen: Von der „Süße der traurigen Kindheit“ bis zu den zerfetzten Rändern seiner Existenz hat die Angst ihn nie verlassen. Er holt aus den Toteskämpfen seiner Tage die stillen Nachmittage, die wir notwendig haben, die Gefasstheit der schmerzenden Vormittage, an denen unser Leben hängt. Er holt aus dem Untergang, der so früh bei ihm begann, die Freude des Entdeckens, den Geschmack des Weins und der Nüsse, die schöne Stadt. Er erleidet alles und schmilzt es ein.

Endlich liegen Trakls Dichtungen und Briefe wieder in einer vollständigen Ausgabe vor. 1969 brachte der Salzburger Otto Müller Verlag eine historisch-kritische Ausgabe heraus, doch inzwischen ist die ergänzte Auflage von 1987 ebenso vergriffen wie die Taschenbuchausgabe. Die im Innsbrucker Brenner-Archiv erarbeitete historisch-kritische Faksimile-Ausgabe ist für den wissenschaftlichen Gebrauch gedacht. Jetzt liegt Trakls Werk endlich wieder in einer Leseausgabe vor, die auf diesen Editionen basiert. Sensationell ist, dass sie neue Textfunde präsentieren kann, etwa die 2012 in Amerika aufgefundene „Sammlung Richard Buhlig“. Buhlig war der Klavierlehrer und Geliebte von Trakls Schwester Grete; von ihr erhielt er eine Sammlung von 15 Trakl-Gedichten, die er 1916 in die USA mitnahm. Die meisten Gedichte sind Varianten

Zerfetzte Ränder der Existenz

Mit Georg Trakls Gedichten kommt man nie an ein Ende. Sie sind ein eigener Kosmos von Farben, Motiven und Klängen – ohne Generalschlüssel zur Interpretation. Eine aktuelle Leseausgabe ermöglicht überraschende Textfunde.

Von Cornelius Hell

zu bereits bekannten, von einem kannte man bislang nur die erste Strophe, und zwei sind vollständig neu: das Sonett „Einsamkeit“ und das dreistrophige Gedicht „Empfindung“ – beide im charakteristischen Trakl-Ton und keine Nebenwerke.

Eine weitere Sensation war, dass 2016 in einem Wiener Antiquariat ein Band mit Dramen und Übersetzungen Friedrich Hölderlins aus dem Besitz Trakls auftauchte, auf dessen erster Seite Trakl das zweistrophige Gedicht „Hölderlin“ geschrieben hatte, das sich sonst nirgendwo findet. Es ist schon deswegen von großer Bedeutung, weil es unterstreicht, von welcher Bedeutung Hölderlin für Trakls Poesie ist.

Die Neuausgabe der „Dichtungen und Briefe“ Trakls enthält aber auch neue Briefe, darunter einen aus Trakls Todesjahr, 1914, an Adolf Loos. Dieser nicht abgeschickte Begleitbrief zu der postum erschienenen Gedichtsammlung „Sebastian im Traum“ enthält eine zentrale Aussage Trakls zu seiner Poesie: Wenn diesem Buch auch noch sehr vieles mangelt, vor allem jene Harmonie und Klarheit, die ein Gedicht erst zum Kunstwerk machen, so glaube ich doch, dass an meiner Arbeit jedermann die leben-

dige Kraft, die den Menschen zu sich selbst führen kann, wird schätzen dürfen; ist mir doch zumute, als lernte ich in unsäglicher Mühsal langsam das reden, was die Seele will. „Reden, was die Seele will“, behauptet keineswegs eine autobiografische Basis des Schreibens, sondern ein Vorstoßen zur eigenen Bildwelt und vor allem zu den eigenen Klängen. Das war Trakls „Vorwärts zu dir selbst!“, das er in einem anderen Brief der „vollendeten Schönheit“ seiner Heimatstadt Salzburg gegenüberstellt. In eine ähnliche Richtung weist der ebenfalls zum ersten Mal präsentierte Brief Trakls an Ludwig Wittgenstein, mit dem er dem Philosophen für die großzügige Unterstützung aus dessen Erbe mit der Aussage dankt: Seit Jahren jeglichem Zufall des Lebens preisgegeben, bedeutet es mir alles, der eigenen Stille nun ungestört nachgehen zu können.

Zu verdanken ist die neue Trakl-Ausgabe, die diese unerwarteten Textfunde in den Trakl-Kosmos integriert, dem Herausgeber Hans Weichselbaum, der seit 1972 die Trakl-Forschungs- und Gedenkstätte leitet und vor einigen Jahren faszinierend erneuert hat. Seit fast einem halben Jahrhundert ist er der Motor der wichtigsten Publikationen und Veranstaltungen zu Georg Trakl, hat Essenzielles zu dessen Deutung herausgegeben und geschrieben, allen voran die 2014 erschienene Biografie „Georg Trakl“, die nie so tut, als könne man Trakls einzigartige Gedichtwelt aus seiner Biografie erklären, aber dieses kurze Leben dennoch als oft atemberaubenden Hintergrund des Werkes fruchtbar macht. Würde man Weichselbaums einzigartigen Einsatz für das Werk des Dichters einigermaßen verstehen und zu würdigen wissen, wäre er reichlich mit Auszeichnungen und Orden bedacht und würden viele Menschen nur deshalb nach Salzburg fahren, um in Trakls Geburtshaus zu verstehen, wie sein Leben eingegangen ist in seine Poesie, und wie diese Poesie es überformt und verwandelt hat.

Die wunderbar gestaltete neue Trakl-Ausgabe lehnt sich in Schrift und Format an die historisch-kritische Ausgabe an und basiert auf ihr, will aber selbst keine sein. Die vielen Varianten und Umarbeitungen, Trakls ständige Arbeit an der genauen Form lassen sich hier nicht nachvollziehen. Auch Erklärungen zu einzelnen Briefstellen mag man vermissen. Doch damit wäre der gut 600 Seiten starke Band wohl zu umfangreich geworden für eine Leseausgabe. Und gerade die hat es dringend gebraucht.

Mit Trakls Gedichten kommt man nie an ein Ende, auch nicht mit ihrem „Verstehen“. Sie sind ein unverwechselbar eigener Kosmos von Farben, Motiven und Klängen, und dennoch gibt es für sie keinen Generalschlüssel, mit dem man sie interpretatorisch über einen Leisten schlagen kann. Doch findet man darin Bilder und „Formeln“, die ein Leben begleiten und vielleicht auch verändern können.

Buchpräsentation am 1. Dezember ab 18 Uhr im Livestream: www.ogl.at.

Ein Funken Gewissen

Eindringlich schildert Hubert Mingarelli den inneren Kampf dreier deutscher Soldaten.

Von Antonia Barboric

Stefan Ruzowitzkys Film „Das radikal Böse“ aus dem Jahr 2013 ging anhand von Briefen, die Soldaten von der Front nach Hause geschickt hatten, der Frage nach, wie junge, unbescholtene Männer auf einmal zu kaltblütigen Massenmördern hatten werden können, Menschen wie rüddige, tollwütige Hunde erschossen, selbst Kinder, und sich – als Rechtfertigung, zur Überwindung der Traumata – dafür eigens Erklärungen zurechtlegten. An diesen Film, an diese Rechtfertigungen fühlt man sich alsbald erinnert bei der Lektüre von Hubert Mingarellis kurzem Roman „Ein Wintermahl“. So beschreibt der Ich-Erzähler etwa eindringlich seinen Hass auf die Mütter der von Soldaten Getöteten, die im Moment der Erschießungen nicht anwesend sind, um sie zu beschützen.

In einem Tag entspinnt sich eine ganze Geschichte: Drei Soldaten, Bauer, Emmerich und der ungenannte Ich-Erzähler, haben sich bei ihrem Kommandanten ausgeben, auf die Jagd zu gehen, anstatt an den Erschießungen teilnehmen zu müssen, die ihnen so gar nicht gut bekämen, diese schlugen ihnen aufs Gemüt. So gehen sie in aller Frühe im tiefsten, eisigsten Winter Galiziens in Polen dahin – und erst langsam ahnt man, worauf sie Jagd machen sollen: auf Juden, die sich in den Wäldern, auf den Feldern verstecken.

Emmerich hat mit der Zeit die Eigenart entwickelt, seine Gedanken plötzlich laut weiterzuspinnen, sodass die Zuhörer immer rasch reagieren und mitdenken müssen, um zu wissen, wovon er spricht. Große Sorgen macht er sich um seinen Sohn, dass der während seiner Absenz zu rauchen anfangen könne. Während er seinen Kummer darlegt, ziehen die Männer selbst an streng rationalisierten Zigaretten.

Jagdglück und wärmende Suppe

An jenem Tag ist ihnen das Jagdglück hold – Emmerich hat dank seiner scharfen Augen ein Versteck entdeckt, aus dem sie einen jungen Juden zwingen. Sie nehmen ihn mit, verfahren aber – eher überraschend – nicht allzu unmenschlich mit ihm. Als sie in einem verfallenen Haus Unterschlupf finden und jegliche Gegenstände aus Holz verheizen, um eine wärmende Suppe zu kochen, verändert sich langsam etwas. Dankbar, der Kälte zumindest für kurze Zeit zu entkommen, ebenso dem Kriegsaltag, hängen die Männer ihren Gedanken nach, tauschen sich aus.

Der in die Vorratskammer gesperrte Jude wird schließlich ebenso wie ein Pole, der plötzlich das Haus betritt und keine Scheu vor den deutschen Soldaten zeigt, zum Tisch gelassen, um mitzuesessen. Die fast heimelige Stimmung des „Wintermahls“ lässt die Soldaten, allen voran den Ich-Erzähler, ernsthaft überlegen, ob sie den jungen Juden laufen lassen sollen – denn dann wären sie den grässlichen Gedanken beim Einschlafen los, dieses Menschenleben verantworten zu müssen. Allein, würden sie dieses verschonen und keinen Gefangenen zum Erschießen mit ins Lager bringen, dürften sie anderntags nicht mehr hinausgehen, sondern müssten sich an den anhaltenden Massentötungen beteiligen – was eine noch stärkere emotionale Belastung für sie bedeuten würde. Indem sie den Juden am Mahl teilhaben lassen, setzen sie also ihren „Seelenfrieden aufs Spiel“ – ihr Gewissen regt sich.

Die Frage, die sich im Laufe der Lektüre stellt, ist nicht neu, aber umso schwieriger zu beantworten: Kann man ein Menschenleben gegen ein anderes abwägen?

Hubert Mingarelli
Ein Wintermahl
Roman. Aus dem Französischen von Elmar Tannert. 142 S., geb., € 18,90 (Ars Vivendi Verlag, Cadolzburg)

Hans Weichselbaum (Hrsg.)
Georg Trakl: Dichtungen und Briefe.
620 S., geb., € 39 (Otto Müller Verlag, Salzburg)